

VIKTORIA BOLLE

DIE
BRÜCKE
NACH
HAUSE

ROMAN



Deutsche Erstausgabe Januar 2015
Neuaufgabe Juni 2021
Copyright ©2015 Viktoria Bolle
© Covergestaltung: Laura Newman –
design.lauranewman.de
Korrektorat büchertreff
Imprint: Independently published
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 1507637985
ISBN-13: 978-1507637982

Weitere Informationen finden Sie auf:
www.viktoriabolle.de
www.instagram.com/viktoriabolleautorin
www.facebook.com/AutorinViktoriaBolle
www.twitter.com/ViktoriaBolle

DAS BUCH

Verschleppung, Zwangsarbeit, Hunger, Tod der Weggefährten, Verzweiflung und Flucht sind nur einige Stichpunkte aus dem Leben von Johann, der 1925 in der Republik der Wolgadeutschen im sowjetisch regierten Russland geboren wird.

Er kämpft täglich mit Hunger, Not und Elend, erlebt die Zwangskollektivierung, die Deportation nach Kasachstan, Jahre harter Zwangsarbeit in der Trudarmee und die Gefangenschaft im Sträflingslager. Ein strenges Regime unter Herrschaft Stalins martert ihn fast zu Tode. Sein Vater, dem er nur ein einziges Mal im Leben begegnet, ist ein NKWD Offizier, der 1937 der Säuberung zum Opfer fällt und erschossen wird. Seine Mutter stammt aus sehr ärmlichen Verhältnissen und hat es schwer, den Jungen zu ernähren. Von Anfang an hat Johann geringe Überlebenschancen, doch er schafft es, trotz der vielen Strapazen am Leben zu bleiben und seine Geschichte zu erzählen.

Eine ergreifende Erzählung eines einfachen wolgadeutschen Jungen, die eine wahre Leidensgeschichte aller Kolonialdeutschen der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg und die Zeit danach beschreibt.

DIE AUTORIN

1984 wurde Viktoria Bolle in Kustanaj, dem nördlichen Kasachstan (ehemalige UdSSR) geboren. 1996 verließ sie gemeinsam mit ihrer Familie Kasachstan, um einen Neuanfang in Deutschland zu beginnen. Im Nordrhein-Westfälischen Mühlenkreis fand sie und ihre Familie eine neue Heimat, wo sie auch heute noch mit ihrem Mann und ihrer Tochter lebt. Sie arbeitet als Bankangestellte und schreibt für ihr Leben gern. Ihr historischer Roman *Die Brücke nach Hause* beschreibt das Leben ihres Großvaters, dessen Weg von der Wolga über Zentralasien nach Westfalen beispielhaft für viele Russlanddeutsche ist.

VORWORT

Das Manifest der Zarin Katharina II. im Jahr 1763 ermöglichte tausenden deutschen Bauern die Ansiedlung in den Ebenen der Wolga. In den darauffolgenden Jahren folgten zahlreiche deutsche Siedler der Einladung ihrer Landsmännin in ihr neues Siedlungsgebiet des Russischen Reiches, wo sie über hundert Kolonien gründeten. Den deutschen Siedlern versprach die Zarin Religionsfreiheit, Steuerfreiheit und Ländereien.

Der politische Sonderstatus, der das Recht auf Beibehaltung der deutschen Sprache als Amtssprache sowie auf Selbstverwaltung bedeutete, war ein Werbungsgrund für Siedler in Steppengebiete an der Wolga zu ziehen und diese zu zivilisieren.

In der Umgebung fremder Völker gelang es den Deutschen, ihre Sprache, Traditionen und Religion, die sie aus ihrer Heimat mitgebracht hatten, beizubehalten. Die deutsche Eigenart hatte es geschafft, sich hier tief zu verwurzeln. Bemerkbar machte sich dieses durch die Namen der Wohnsiedlungen, Felder, Wiesen, Berge, Flüsse, Bäche uvm. Die nur wenigen deutschen Kirchen in den Steppen des Povolzhjes, die bis zum heutigen Tage erhalten geblieben sind, bezeugen die Vielseitigkeit der deutschen Architektur.

Am Ende des Zarenreiches und nach einer Anfangsphase in der Sowjetunion wurden die Selbstbestimmungsrechte durch die Politik eingeschränkt. Eine antideutsche Stimmung

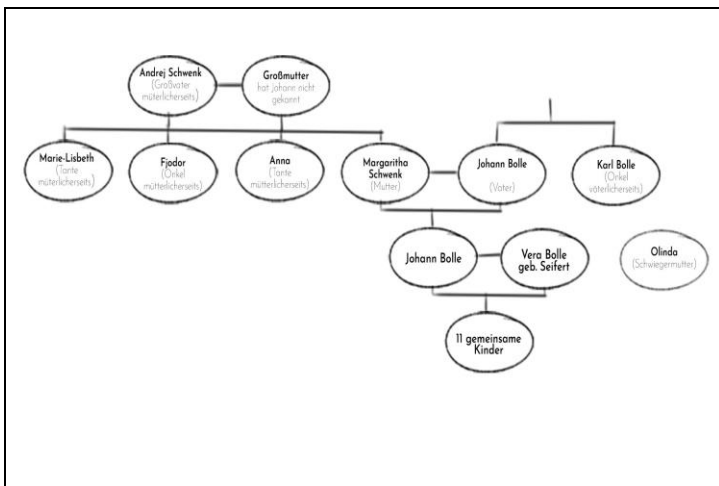
herrschte im Landesinneren. 1924 wurde die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Deutschen in Povolzhje bzw. der Wolgadeutschen (A.S.S.R. d. W.D.) geschaffen. Diese Republik wurde 1941 aufgelöst. Nach dem Überfall des 3. Reiches auf die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg wurden die meisten Wolgadeutschen der kollektiven Kollaboration beschuldigt und schließlich nach Sibirien sowie Zentralasien verbannt, wo sie weitgehend von den anderen Sowjetbürgern getrennt in Sondersiedlungen lebten.

Die Deportation der Wolgadeutschen war der Beginn einer Tragödie, die zum Untergang des deutschen Povolzhjes, der Stätte einer einzigartigen und eigenständigen Kultur, führte.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges verweigerte die Sowjetische Regierung die Rückkehr deutscher Siedler an ihre Traditionswohnorte. Deutsch öffentlich zu sprechen blieb noch lange gefährlich und verstärkte die Gefahr, als angeblicher "Faschist" angefeindet zu werden. 1948 verkündete der Oberste Sowjet, dass die Verbannung "auf ewig" gelten solle. Die Deutschen unterstanden regelmäßig einer sogenannten Kommandantur mit strengen Meldepflichten, Ausgangseinschränkungen und Degradierungen. Die Kommandantur wurde erst 1956 aufgehoben.

Nach Entziehung der Traditionspfleger einer deutschen Kultur in Povolzhje geriet die Region in eine beklagenswerte Lage: Die Toponymik wurde vergessen, die kulturellen Urstätten zerstört, die für dieses Gebiet traditionelle Religion, lutherische und katholische, geriet in völlige Vergessenheit. Die meisten kleinen Wohnsiedlungen haben aufgehört zu existieren und sogar einige große, ehemalige deutsche Kolonien verschwanden für immer.

STAMMBAUM



MAP



ORTE:

- 1925–1928 Geburtsort Dorf Mannheim, Povolzhje
- 1928–1932 Umzug nach Taschkent, Usbekistan
- 1932–1933 Rückkehr nach Mannheim, Povolzhje
- 1933–1941 Umzug Spartak, Povolzhje
- 1941–1942 Deportation Dorf Perzowka, Oblast von Kustanaj, Kasachstan
- Winter 1942 Einberufung in Trudarmee

STATIONEN TRUDARMEE:

- März 1942 Turinsk in Sibirien, Russland
- April 1942 60 Lager Krasnoturinsk, Sibirische Taiga
- 1942-1943 Arbeitslager Karabaschka, Sibirische Taiga
- 1943-1944 Arbeitslager Asanka, Sibirien mit Arbeitseinsätzen in Kolchosen Galkina, Averina und Botschkaröva
- Sommer 1944 Sowchose Kurenöwa, Oblast von Swerdlowsk, Russland
- 1944-1945 Arbeitslager Asanka, Sibirien mit Arbeitseinsatz in Kolchose Averina
- Herbst 1945 Tscheljabinsk, Russland mit Weiterreise nach Kischtym, Tesch, Oblast von Tscheljabinsk, Russland

STATIONEN FLUCHT:

1. Kyschtym, Tesch, Oblast von Tscheljabinsk, Russland
2. Tscheljabinsk, Russland (300 km von Zuhause)
3. Troizk, Oblast von Tscheljabinsk, Russland
4. Zolotaya Sotka, Russland
5. Kustanaj, Kasachstan
6. Sowchose Sokolowka, Oblast von Kustanaj, Kasachstan

WEITERE ORTE/UMZÜGE:

- 1946-1949 Sowchose Sokolowka, Oblast von Kustanaj
- 1949-1952 Sowchose Pogranitschnij, Oblast von Kustanaj
- 1952-1966 Sowchose Sokolowka, Oblast von Kustanaj
- Sommer 1966 Sowchose Karasoldinsk, Zelina (400 km vom Heimatdorf entfernt), Kasachstan
- 1966-1994 Sowchose Uljanowka, Rayon Sokolowsk, Oblast von Kustanaj
- 1994 Übersiedlung nach Deutschland

Nach wahrer Begebenheit

*Im Gedenken an all jene,
die Arbeitslager und Gefangenschaft
nicht überlebt haben.*



Dezember 2006, Deutschland

Es ist ein kalter Donnerstagvormittag eines nassen Dezembermonats, kurz vor den Weihnachtsfeiertagen, als sich viele Menschen auf dem Friedhof versammeln, um Abschied von der Verstorbenen zu nehmen. Aus grauen Wolken, die sich in Kondensstreifen über den Himmel ziehen, nieselt ein stiller Schauer. Trotz des Regens bleiben alle Schirme geschlossen in den Händen der Trauergäste. Sie verstecken sich nicht vor der unangenehmen Nässe, sondern stellen sich ihr trotzig entgegen.

Auch ich stehe da und blicke traurig nieder zum Sarg, der langsam in die feuchte Erde gesenkt wird. Mein Herz und meine Seele bluten. Es ist eine schwere Aufgabe für mich, den Tod meiner Frau zu begreifen. Ich lebe noch, sie nicht mehr. Sie ging als erste von uns beiden fort, während ich ihre Beerdigung erleben muss.

Meine Frau starb, nachdem sie fünf Jahre lang ans Bett gefesselt war, leise und unauffällig, genauso bescheiden, wie sie ihre achtzig Jahre verlebte. Vor knapp einem Monat feierte sie erst ihren achtzigsten Geburtstag, danach ging es ihr immer schlechter. Zwei Wochen später fiel sie ins Koma. Unsere

Töchter schoben Wache an ihrem Krankenbett, um sie zu umsorgen. Jeder ahnte, dass dies ihre letzten Tage sein würden.

Am Abend noch deckte Olga, meine jüngste Schwiegertochter sie fürsorglich für die Nacht zu, setzte sich neben sie auf einen Stuhl und lauschte ihrem holprigen Atem, während sie gegen die Schläfrigkeit ankämpfte. Lediglich ein schwaches Licht brannte aus der kleinen Lampe am Tisch neben ihrem Bett, drum herum war alles still und leise.

Am Mittag des nächsten Tages hörte sie auf zu atmen. Sie war tot. Die Frau, mit der ich sechzig Jahre verheiratet war, starb an jenem Dezembertag. Die Nachricht um ihren Tod verbreitete sich schnell. Unsere Kinder und Enkel kamen in die kleine Zweizimmerwohnung und sahen mit rotgeweinten Augen auf den friedlich ruhenden Leichnam nieder. In der Wohnung war es still, kaum jemand rührte sich.

Später liefen meine Töchter hektisch mit Telefon und Branchenbuch umher, bis irgendwann der Bestatter kam und die Leiche meiner Frau mitnahm. Die Beerdigung wurde für den kommenden Donnerstag angesetzt.

Und nun sind alle hier, um die Verstorbene in die Ewigkeit zu verabschieden. Ganz langsam taste ich mich als erster zum Grab meiner Frau vor. Mit meinen vierundachtzig Jahren bewege ich mich nur langsam. Ich stütze mich auf meinem Gehstock ab. Keines meiner Kinder hält mich dabei am Arm, weil ich das nicht will. Ich bin durchaus noch in der Lage, mich selbständig fortzubewegen.

Bevor ich mich bücke, um nach etwas Erde zu greifen, blicke ich über die Menschenmenge. Unsere Kinder, Enkel, Urnenkel, ihre Familien, unsere Freunde, Angehörige... Sie alle säumen die schmalen Wege und füllen die Zwischenräume zwischen den Gräbern. Es sind so viele, dass es mich zutiefst rührt. Der schwache Regen tropft auf ihre Gesichter und vermischt sich mit ihren Trauertränen.

Ganz vorne in der Menge jammert meine jüngste Tochter. Sie hat in den letzten Jahren viel Zeit mit ihrer Mutter verbracht, kümmerte sich um sie, pflegte und umsorgte sie. Für sie und für jedes weitere unserer zehn Kinder, die alle

ausnahmslos zur Beerdigung gekommen sind, ist es ein großer Verlust.

Die meisten weinen still und leise in sich hinein. Es ist fast so, als gehöre die Beerdigung bis jetzt dem Gemeindepfarrer, der als einziger spricht, aber mein klägliches Anblick eines alten Mannes, mit geknicktem Haupt vor dem Grab meiner Ehefrau, löst einen gemeinschaftlichen Schmerz aus. Tiefgehende Trauer und Mitleid zeichnen sich auf ihren Gesichtern ab, überwältigen jeden einzelnen.

Alle Anwesenden richten ihre Blicke auf mich und sehen mir dabei zu, wie ich eine kleine Schaufel aus dem Erdhaufen ziehe. Ich fülle sie randvoll mit Erde, verharre kurz in Gedanken vor dem Grab, kippe dann die Schaufel leicht nach vorn und lasse die Erde langsam hinunter rieseln. Das Geräusch, das beim Aufprallen auf das Holz des Sarges entsteht, geht tief unter die Haut.

Das Ganze wiederhole ich insgesamt drei Mal. Ganz langsam gehe ich beiseite und bleibe still neben einem meiner Söhne stehen, den Blick auf den leeren Platz neben dem Grab meiner Frau gerichtet. Ich kämpfe gegen die Tränen an, während ich zusehe, wie jeder der Trauergäste meinem Beispiel folgt. Männer treten vor das Loch und werfen eine Hand voll Erde auf den Sargdeckel, die Frauen lassen Rosen ins Grab fallen.

Es ist ein Familiengrab, das ich für meine Frau und später auch für mich erworben habe. Wenn ich sterbe, in zwei, drei oder sogar zehn Jahren, werden wir beide hier wieder vereint werden, bis in alle Ewigkeit. Ein schreckliches Gefühl ergreift mich, auf mein eigenes Grab nieder zu blicken.

Über meinem Kopf fliegen lärmend die Krähen, in ihr Geräusch mischt sich das inzwischen dumpfe Stöhnen meiner jüngsten Tochter. Ich sehe mir meine Kinder an, meine Söhne und Töchter, sowie ihre Söhne und Töchter, und wiederum deren Söhne und Töchter, und mein ganzes Leben schweift an mir vorbei.

Ich sehe einen kleinen, verängstigten Jungen, der ständig in Not war, der täglich um das Überleben kämpfte, der durch so

viel Freud und Leid gegangen war, um heute hier als alter Mann zu stehen.

Und meine Gedanken gehen an einen fernen Ort, dorthin, wo meine verlorene Heimat liegt, nach Mannheim. Nicht etwa in die aufblühende Stadt in Baden-Württemberg, einer Stadt auf deutschem Boden. Nein, auf dem russischen Land der Autonomen Sozialistischen Republik Deutscher in Povolzhje. Eine dichtbesiedelte große Kolchose des Kantons Gnadenflür am Fluss Karaman. Hier wechseln gemischte Wälder in südliche grasbewachsene Steppen. Im Nordwesten bildet der Fluss Wolga eine natürliche Grenze. Im Süden zeichnet der Stalinger Bezirk die Grenze an, im Osten und Nordosten - die Samarsker und Saratowsker Gebiete mit ihren zahlreichen russischen Siedlungen. Eine Kirche ragt inmitten der Kolchose in die Höhe empor, ihre Glocke läutet mehrmals am Tag, als wolle sie die Menschen vor etwas warnen. Hier ist meine Heimat, hier bin ich geboren!

Die Menschen hier, ehemals ausgesiedelte Deutsche, von vielen Schicksalsschlägen gezeichnet, haben alle ihre eigene Geschichte zu erzählen. Sie leben mit allen Nachbarn friedlich, obwohl sie kein Wort Russisch sprechen oder verstehen. Erst mit der Zeit lernen sie die Sprache. Die Kolonisten schließen Freundschaften mit ihren Nachbarn und handeln mit ihnen. Sie betreiben eine beispielhafte Landwirtschaft, züchten und pflegen das Vieh, beackern das Land und erzielen am Ende eine ertragreiche Ernte an Getreide. Sie bauen innerhalb kürzester Zeit Produktionsfabriken zur Verarbeitung der Tiererzeugnisse.

Sie passen sich der klimatischen Besonderheit dieser Gegend an. Hier sind die Frühlinge ziemlich kurz. Innerhalb von drei bis vier Tagen müssen alle Felder bestellt sein, damit der junge Trieb die Feuchtigkeit behält und zu einer Getreideähre wächst. Verpasst man diesen kurzen, günstigen Moment, keimt der Samen nicht und nichts wächst auf den Feldern.

Alle anstehenden Entscheidungen werden mit allen Siedlern auf Versammlungen abgestimmt und beschlossen. Jede deutsche Siedlung wählt einen Ältesten, der diese Versammlungen

einberuft. Die Beschlüsse der Siedlungsmitglieder werden ausschließlich vom Dorfältesten ausgeführt und jeder hält sich daran. Es ist ein Rätsel, wie das überhaupt im autokratischen Russischen Reich möglich ist, wenn zugleich der Bauernstand an Gutsbesitzer zugewiesen und aller Rechte entzogen ist.

Jede deutsche Siedlung hat eine siebenjährige Schule, wo der Unterricht bis zu der vierten Klasse ausschließlich in deutscher Sprache stattfindet. Ab der fünften Klasse wird auch Russisch unterrichtet.

Eine besondere Hochachtung fordert die Religion. Die Kolonisten gehen oft mit ihren Familien in ihre Kirchen, bringen den Kindern das Gotteswort bei und bleiben ihrem christlichen Glauben treu. Sie besitzen eigene Brauchtümer, die sie aus ihrer weitentfernten Heimat in ein fremdes Land mitgebracht hatten. Das Volk lebt in Frieden und Einvernehmen nach göttlichen Gesetzen, nicht nur unter sich, sondern auch mit den Nachbarn.

Die ersten Schwierigkeiten für die Wolgadeutschen beginnen mit dem Ersten Weltkrieg. Die Oktoberrevolution wird zum Beginn einer schlimmen Ära für das kleine autonome Volk im Inneren des Landes. Es beginnt eine zielgerichtete Politik zur völligen Destruktion aller Deutschen im Land...

2



1925, deutsche Siedlung an der Wolga, Sowjetunion

Mein Leben ist von vielen schicksalhaften Begegnungen und Ereignissen geprägt und ich erinnere mich an jedes einzelne, als wären sie erst gestern geschehen.

Ich beginne ganz am Anfang im Jahr 1925.

Ich wurde in eine schlimme Zeit hineingeboren, in die Zeit der massenhaften Hungersnöte und schlimmen politischen Ereignisse. Allein meine Geburt brachte meiner Mutter unzählige Probleme. Nicht nur sie sah meinem Erscheinen auf dieser Welt kritisch entgegen, sondern auch meine gesamte Verwandtschaft. Sie liebten mich nicht, weil ich unter verhängnisvollen Umständen auf die Welt gekommen war. Ich war ein ungewolltes Kind, ein Unfall, wie man es heute zu sagen pflegt, ein uneheliches Kind. Mit meiner Geburt brachte ich Schande über meine Mutter.

Sie war eine Wolgadeutsche, wie auch mein Vater. Und sie trug einen wunderschönen Namen – Margaritha. Sie war jung und verliebt in einen Burschen, mit dem sie eine heimliche Romanze pflegte. Eine banale Geschichte, sowie man sie tausend Mal in Romanen gelesen hat: Ein reicher Er und eine arme Sie. Leider war das Ende nicht so wie in all diesen Bü-

chern.

Mutter arbeitete als Dienstmädchen im Hause der wohlhabenden Familie meines Vaters. Er, ein verwöhnter junger Mann, bekundete Interesse an der naiven, jungen Hausgehilfin, verdrehte ihr den Kopf, versprach ihr Sterne vom Himmel und zertrümmerte sie ins Bett.

Sie heirateten nie. Weder war es meinem Vater ernst mit meiner Mutter gewesen, noch hätte seine Verwandtschaft der Heirat mit ihr zugestimmt. Schon bald wurde er in die Armee einberufen und ging fort. Neun Monate später kam ich auf die Welt.

Meinen Vater kannte ich nicht. Er verließ mich und meine Mutter für immer als er ging. Das Einzige, was mir als Andenken von ihm übrigblieb, ein einziges Foto, das meine Mutter besaß und ein Name, weiter nichts.

Mutter taufte mich in der lutherischen Dorfkirche auf den Namen Johannes, in Liebe zu meinem Vater, der denselben Namen trug. Ich bekam eine Geburtsurkunde, ehrenhaft, verfasst in deutscher Sprache, laut welcher ich also ein Deutscher war.

Wir lebten zu zweit. Ich und Mutter. Es war ein schäbiges Leben in Hunger und Not, Armut und völligem Elend. Tagsüber, wenn Mutter arbeiten ging, brachte sie mich zu ihrem älteren Bruder, meinem Onkel Fjodor. Er hatte selbst drei Kinder und genug Mäuler zu stopfen. Ich war für ihn eine zusätzliche Last.

Onkel Fjodor besaß einen Hund. Sein Name war Karlchen. Ein gewöhnlicher Hofhund, nicht besonders groß, bis auf die Knochen mager. Sein dunkles Fell glänzte nicht in der Sonne und seine Augen schauten traurig drein. Karlchen war ein freundliches Tier. Jeden Tag wartete er vor den Toren des Hauses auf mich, und als ich kam, sprang er an mir hoch und kläffte. Er war stets angekettet, die meterlange Metallkette bot ihm jedoch Gelegenheit sich frei durch den Hof zu bewegen. Er lief umher und wedelte fröhlich mit dem Schwanz, wenn man ihn am Rücken streichelte. Ich spielte gern mit Karlchen. Kein anderes Tier blieb mir so sehr in Erinnerung, wie dieser

Hund.

Mutter und ich besaßen nichts, was wirklich wertvoll war. Kein Vieh, kein Schmuck, keine edlen Stoffe, kein Eigentum, nicht mal ein Haustier besaßen wir. Aber meinem Onkel Fjodor gehörten zwei Kühe, zwei schöne Hengste und einige ausgewählte Gegenstände. Er war deswegen nicht reich oder wohlhabend, absolut nicht. Er war ein Bauer, wie jeder andere Dorfbewohner, der sich durch ehrliche Arbeit die Existenz sicherte.

Ich war vier, als die Zwangskollektivierung durch Stalin angeordnet wurde. Die Kollektivierung richtete sich gleichermaßen gegen Großgrundbesitzer wie auch Bauern. Nicht nur wohlhabende Menschen, die als Kulaken bezeichnet wurden, sondern auch arme Bauern waren gezwungen, *freiwillig* ihr Hab und Gut an die Regierung abzugeben, um einer Kolchose beizutreten.

Bewaffnete Staatsmänner, für gewöhnlich in Begleitung eines Militärbediensteten, brachen in die Häuser der Menschen ein, durchwühlten jede Ecke und nahmen alles mit, was sie für richtig hielten. Die Menschen fürchteten die polizeiliche Gewalt und zitterten vor Angst, wenn sich die bewaffneten Staatsmänner und Militärbediensteten ihren Häusern näherten.

Viele Kulaken aus Mannheim waren mit der Enteignung nicht einverstanden und weigerten sich gegen das radikale Vorgehen der Regierung. Am Ende wurden sie vollständig enteignet, ihrer Mittel beraubt und verbannt. Viele wurden getötet...

Im Jahr 1928

Es war ein ganz gewöhnlicher Tag, an dem meine Mutter arbeitete und ich bei meinem Onkel Fjodor blieb. Ich war viel zu klein, um zu begreifen, was geschah, doch ich merkte schnell, dass etwas Schlimmes mit uns geschehen würde.

Die Frau meines Onkels heulte furchterregend, als drei bewaffnete Männer in schicken Uniformen gewaltsam in das Haus eindrangten. Sie betraten den Hof, schauten sich skeptisch

tisch um, so als wüssten sie, dass es hier nicht viel zu holen gab.

Onkel Fjodors Hund lief den Staatsmännern entgegen. Das tat er immer, wenn jemand zu Besuch kam. Doch dieses Mal wedelte er nicht fröhlich mit dem Schwanz. Er spürte, dass diese Männer Eindringlinge waren. Ein böser Geruch ging von ihnen aus. Karlchen bellte die Offiziere an.

Einer von ihnen griff nach der Waffe, richtete sie auf Karlchen, und ohne nur einen Moment lang zu zögern, betätigte den Abzug. Karlchen jaulte, fiel zu Boden und war im nächsten Moment tot.

„Warum hast du das gemacht?“, wollte mein Onkel wissen, der entsetzt auf Karlchens Kadaver blickte.

„Wir haben nicht genug Seife“, antwortete Karlchens Mörder herzlos. „Gebt das Vieh ab. Man soll Seife aus ihm kochen.“

Karlchens Schicksal traf mich sehr. Ich saß weinend in der Ecke und wagte mich kaum hervor. Ich hatte Angst, dass diese brutalen Männer ihre Waffe auf mich richteten und mich genauso wie Karlchen erschießen würden.

Sie gingen im Hof umher, notierten etwas auf dem Papier. Einer von Onkel Fjodors Hengsten wurde beschlagnahmt. Auch eine Kuh nahmen sie ihm weg. Sie durchsuchten das Haus, fanden eine alte Truhe, in der die Ehefrau meines Onkels Kleider aufbewahrte. Sie entdeckten dort ein Paar abgenutzte alte Fenstervorhänge und nahmen ein Exemplar für die Kolchose mit.

Sie beschlagnahmten alles, was sie finden konnten. Geschirr, Kleidung, Bücher, einfach alles. Und dann gingen sie. Sie hinterließen große Trauer, die ich in den Augen meines Onkels und meiner Tante an jenem Tag sah. Jahrelang arbeitete mein Onkel hart und sparte jede Kopeke, um sich diese wenigen Gegenstände kaufen zu können. Die Versorgung seiner Familie stand für ihn immer an erster Stelle. Und nun nahmen die Staatsmänner ihm fast alles weg. Sie beraubten seine Familie praktisch um ihre Existenz.

So wurde aus dem Dorf Mannheim eine Kolchose, der wir

nach der Entkulakisierung offiziell beitraten. Ab da an wurde alles nur noch schlimmer. Die Kolchose schaffte die Aussaat nicht rechtzeitig, und der Boden verwandelte sich in ausgebrannte, kahle Steppen. Die Felder wurden nicht mehr bestellt. Als Folge kam der große Hunger.

Nach der Zwangskollektivierung hatten ich und Mutter ein noch härteres Leben. Wir hatten nichts zu essen und wären beinahe verhungert. Angesichts dieser Situation entschied sich Mutter, Mannheim zu verlassen. Wir fuhren nach Zentralasien, Taschkent, in die *Stadt des Brotes*, so nannte man sie. In die Sowchose, in der die älteste Schwester meiner Mutter, Marie-Lisbeth, mit ihrer Familie lebte. Wir beide erhofften uns ein besseres Leben in den Wirren der Hauptstadt Usbekistans.

Doch schon bald trat das erste Problem auf. Weder ich noch Mutter konnten Russisch sprechen und verstehen. Mit unserer deutschen Muttersprache kamen wir in Usbekistan nicht voran. Trotzdem bekam Mutter mit Hilfe ihrer Schwester eine Arbeit. Von ihrem ersten Lohn kaufte sie mir eine kleine Schalmei.

Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie sie mir die Pfeife brachte. Ich freute mich sehr und ließ sie nicht mehr aus meinen Händen. Einmal wurde ich unvorsichtig und ließ die Schalmei in einen großen Wassertank, der in unserer Stube stand, fallen. Ich weinte, weil ich glaubte, das Spielzeug für immer verloren zu haben. Als kleiner Junge war ich nicht in der Lage, die Schalmei vom Grund des Wassertanks zu bergen.

Mutter kehrte erst am Abend von der Arbeit zurück.

„Was greinst denn du, Wanja!¹“, fragte sie mich fürsorglich.

Schluchzend erklärte ich ihr, was passiert war, obwohl ich fürchtete, dass sie mich deswegen anbrüllen und mir niemals wieder ein Spielzeug kaufen würde. Doch zu meiner Überraschung zog sie ihre Schuhe aus, kletterte in den Wassertank

¹ Wanja – der Name Johann übersetzt ins Russische. Es gibt mehrere Abwandlungen, die im Russischen zum selben Namen gehören: Iwan, Wanja und Wanjetchka, als Verniedlichungsform (Anmerkung des Autors)

und fischte die Pfeife heraus. Das zauberte ein fröhliches Lächeln auf mein trauriges Kindergesicht.

Im Jahr 1932

Nach nur wenigen Jahren in Taschkent, bekam Mutter Heimweh. Wir beide kehrten nach Mannheim in Povolzhje zurück. Hier wandte sich nichts zum Besseren. 1932 war ein schlimmes Jahr für alle Siedler. Die Ernte fiel aus. Arbeit in der Kolchose gab's genug, man wurde nur nicht entlohnt.

Die Menschen verhungerten auf den Straßen, in ihren Häusern und Wohnungen. Die Leichen stapelten sich in jeder Behausung, in jeder öffentlichen Einrichtung. Keiner schaffte sie fort. Es kam einer Apokalypse gleich.

Doch ihr Tod war für niemanden mehr ein Ereignis. Jeder war um sein eigenes Überleben bemüht. Man war kalt und abgestumpft gegenüber Schicksalen anderer geworden. Kein Mitleid, keine Anteilnahme und keine Fürsorge, wie es hier früher üblich war. Als Folge davon brachen Krankheiten aus und kosteten noch mehr Menschen ihr Leben.

Meine Geburtsstätte war ein schäbiges Loch geworden, erfüllt von Angst, Furcht und Tod. Nichts, was nur einen winzigen Tropfen Optimismus vermittelte.

Wenn ich im Nachhinein darüber nachdenke, kommt sie mir in diesen Jahren wie ein Sumpf vor, eintönig mit Beulen übersät, gefährlich, jederzeit damit drohend, mich in seine Tiefen zu reißen, an den Grund zu ziehen und vollständig, bis auf den letzten Atemzug auszusaugen. Mein Heimatort - ein Sumpf - bewachsen mit dünnen, ängstlich zitternden Espen, mittelgroßen Fichten und sich inmitten dieser Bodennarben verirrtten weißen Birken. Sie wuchsen sehr langsam und starben schnell in der lockeren, abgestorbenen Erde, fielen um und verfaulten, wie die Leichen neben ihnen. Das Bild erscheint mir oft vor meinen Augen und mir tut es unerträglich weh.

Oft sehe ich einen kleinen Jungen vor mir. Auf dem Gesicht ein sturer, aber auch verängstigter Ausdruck. Er drängt sich durch die feuchten Schneeflocken, allein, verlassen,

erschöpft. Bedrückende und verwirrende Gedanken schieben sich ihm nach Art einer dunklen Wolke ins Gemüt, krallen sich schmerzhaft in das überbordende kleine Kinderherz.

Das Schlimmste war passiert, die Hoffnung verließ uns. Wir als Neuankömmlinge besaßen keine Ansprüche weder auf eine Behausung noch auf eine Arbeit. Es wäre beinahe unser Ende gewesen.

Zurück in Mannheim lernte Mutter einen Mann kennen. Obwohl sie mit ihm nur eine kurze Zeit zusammenlebte und sogar ein Kind von ihm bekam, erinnere ich mich nicht an den Namen des Mannes. So schnell, wie er in unser Leben kam, so schnell ging er auch wieder, kurz nachdem Mutter schwanger wurde. Er war dem Hungertod erlegen, wie fast jeder Mensch, der in dieser Zeit starb.

Mutter blieb alleine mit zwei Kindern, die sie zu versorgen hatte. Sie war gezwungen zu arbeiten, und ich, ein kleiner Bursche, der ich zu dem Zeitpunkt war, hatte die Aufgabe, während ihrer Abwesenheit auf den Säugling aufzupassen.

Das Baby weinte entsetzlich und ich schaukelte seine Wiege, ein ganz einfaches Möbelstück, aus Brettern geflickt. Ich wollte, dass das Kind aufhörte. Das tat es nicht. Es schrie unaufhörlich und ich verstand nicht, was ihm fehlte.

Irgendwann hörte das Kind auf zu weinen. Ich widmete mich meinen Beschäftigungen. Ich war froh, endlich etwas Zeit für mich zu haben.

Am Abend kam Mutter nach Hause. Sie wollte wissen, wie es meinem Brüderchen ging und ich sagte:

„Er hat ständig geweint, dann ist er eingeschlafen und schläft immer noch.“ Mutter ging zur Wiege, um nach dem Kind zu sehen. Auf einmal wurde sie still. Sie schaute das Baby an, dann brach sie in Tränen aus.

„Das Kind ist tot“, sagte sie mit zitternder Stimme. Es starb aus Hunger.

Nach seinem Tod gab es keinen Trost und nichts, was Mutter den Schmerz nehmen könnte. Kurze Zeit später wurde sie vor Kummer und dem ewigen Hunger krank. Es war schwierig für sie arbeiten zu gehen. Wir hatten kaum noch et-

was zu essen. Immer öfter ging ich am Abend hungrig ins Bett und immer öfter dachte ich darüber nach, ob ich noch den morgigen Tag erleben würde.

3



Es war das Neujahrsfest im Jahr 1933.

Man spricht davon, dass Wunder geschehen, wenn man nur fest genug an sie glaubt, und in dieser Festnacht geschah ein wahrliches Wunder.

Vom schwarzen Himmel fielen dichte Schneeflocken, als ich zu meiner Tante Anna lief. Sie war die jüngste aller Geschwister meiner Mutter. Sie war ledig, kinderlos und lebte alleine.

Ich wollte ihr unbedingt ein Frohes Fest wünschen, und hoffte, ein kleines Geschenk von ihr zu bekommen.

„Mein liebes Kind“, sagte sie zu mir. „Liebend gern hätte ich dir etwas gegeben, aber ich habe nichts, net mal eine Prise Mehl. Dafür habe ich etwas viel Besseres für dich.“

Ich war sehr gespannt zu erfahren, was es sein sollte, das viel besser war, als ein Stückchen Brot.

„Lauf zu deinem Onkel Karl. Dein Vater ist dort.“

Ich glaubte, mich verhört zu haben. Mein Vater sollte da sein!? Mein leiblicher Vater, den ich noch nie zuvor zu Gesicht bekam? Gemischte Gefühle stürmten auf mich ein. Verwirrung, Wut und Ärgeris, und doch überwog das starke Gefühl der Freude. Mein Herz pochte wild, so wild, dass ich glaubte,

es würde mir die Brust zerreißen. Wie oft wünschte ich es mir, eines Tages meinem Vater zu begegnen? Jeden Abend, bevor ich ins Bett ging, betrachtete ich sein Foto, und nachts träumte ich von ihm.

In meinen Träumen war er mir immer als ein großer Mann erschienen. Schlank, mit vollem, kurzgeschnittenem Haar und einer Militäruniform, so wie er auf dem Foto aussah. Wir unterhielten uns nie in meinen Träumen. Ich betrachtete ihn immer nur von weitem.

„Was stehst du wie angewurzelt da?“, riss mich Tante Anna aus meinen Gedankenflügen. „Lauf, lauf zu deinem Vater“, spornete sie mich an.

Im selben Augenblick rannte ich aus dem Haus, ohne mich bei meiner Tante für die Überbringung der fröhlichen Nachricht zu bedanken.

Onkel Karl war der Bruder meines Vaters. Er war wohlhabend, besaß ein wunderschönes großes Haus und lebte mit seiner Familie im selben Dorf, in dem ich und meine Mutter lebten. Wir pflegten keinen Kontakt zu dieser Familie, doch ich wusste ganz genau Bescheid.

Ich wusste, welches Haus ihm gehörte. Ich rannte durch den tiefen Schnee, und es war mir egal, dass ich kaum noch Luft bekam. Auf dem Weg dorthin stellte ich mir vor, wie mein Vater wohl sein möge. Ob er sich freuen würde, mich zu sehen? Sicher tat er das.

In Gedanken malte ich mir unser Treffen aus. Mein Vater würde mich sofort erkennen. Er würde mich in seine Arme schließen, mich fest an sich drücken und mich darüber ausfragen, wie mein Leben war. Mit Sicherheit hatte er eine Entschuldigung dafür, dass er mich nie besuchte. Bestimmt war er groß und stark, attraktiv und hatte viel Interessantes zu berichten. Über Orte, an denen er war, über Menschen, die er traf. Und bestimmt brachte er mir viele Geschenke mit.

Mich quälte die Frage, warum er nach so vielen Jahren hierher zurückkehrte. Ich hoffte, dass er es meinetwegen tat und dass er endlich an meinem Leben teilhaben wollte. Sicherlich vermisste er mich sehr, so sehr, wie ich ihn vermisste.

Endlich kam ich am Haus meines Onkels an. So gut mich meine kurzen Beine trugen, rannte ich die Stufen der Veranda hinauf, außer Atem und mit einem wilden Hämmern in der Brust. Ich stand vor der Tür des wunderschönen dreistöckigen Gebäudes und klingelte. Meine Hände zitterten, als man mir die wuchtige Tür aufmachte und ich das Haus betrat. Onkel Karl kam mir entgegen.

Drinne roch es intensiv nach leckerem Essen. Mein Magen erinnerte sich daran, dass er seit mehreren Tagen nichts mehr zu essen bekam und meldete sich mit lautem Knurren.

Ich war so aufgeregt, als Onkel Karl mich ins Wohnzimmer führte und ich zum ersten Mal in meinem Leben meinem Vater entgegentrat. Er saß am Tisch, genau mir gegenüber. Da war er, in Fleisch und Blut, ganz lebendig und zum Greifen nah. Ganz so, wie ich ihn mir immer vorgestellt hatte. Groß, ansehnlich und besonders stattlich. Er trug eine Uniform, die ihn mannhaft machte, genauso wie auf dem Foto.

Am liebsten wäre ich gleich zu ihm hingerrannt und hätte mich fest an seine Brust geklammert. Ich hätte ihm gesagt, wie sehr ich ihn vermisste und wie sehr er mir fehlte. Ich hätte ihn angefleht zu bleiben, niemals wieder fortzugehen und mich zurückzulassen. Aber ich schwieg. Ich sagte nichts dergleichen. Stattdessen begrüßte ich höflich die Anwesenden und wünschte ihnen ein Frohes Fest. Ich sagte sogar ein kleines Gedicht auf, das sich bis zum heutigen Tage fest in mein Gedächtnis eingepägt hat:

„Ich wünsche euch einen runden Tisch,
für jeden einen gebratenen Fisch,
in die Mitte Kanne voll Wein
das soll euer Neujahr sein.“

Die Anwesenden klatschten in die Hände und lächelten mich an. Dann sagte Onkel Karl zu meinem Vater:

„Das ist dein Sohn.“

Er schubste mich leicht nach vorn, sodass ich ihm näher kam.

Mein Vater stand langsam vom Stuhl auf und betrachtete mich aufmerksam. Sein Gesicht nahm dabei eine stramme

Form an. Als er mich ansah, glaubte ich, gänzlich zu atmen aufgehört zu haben. Er musterte mich von Kopf bis Fuß, dann sagte er zu meinem Onkel Karl:

„Karluschka, geh in die Rumpelkammer und bring meinen Sachbeutel her.“

Onkel Karl tat, was mein Vater von ihm verlangte. Er brachte den Sack und übergab ihn meinem Vater. Als er ihn öffnete, sah ich drinnen zwei Brotlaibe. Ich hatte schon ganz vergessen, wie lecker Brot duftete. Mein Vater hielt mir einen Laib entgegen und ich nahm es dankbar an. Wir hatten seit Ewigkeiten kein Brot mehr zu essen.

„Das ist dein Geschenk“, sagte mein Vater zu mir. Dann holte er dreißig Rubel aus dem Bündel und gab sie mir. Ich nahm die roten Banknoten und steckte sie mir rasch in die Hosentasche.

Schließlich bat er mich Platz zu nehmen. Er setzte sich neben mir.

„Gehst du denn schon in die Schule?“, wollte er von mir wissen.

Ich schüttelte den Kopf. „Nein, noch net.“

„Wie alt bist du?“

„Achte.“ In Wahrheit war ich noch keine Acht, aber ich sollte es in einem Monat werden.

Wir unterhielten uns eine Viertelstunde und ich genoss die wenige Zeit in der Gesellschaft meines Vaters.

„Gefällt dir das Leben bei deiner Mutter?“, fragte er. Ich plapperte sofort drauf los, ohne mir Gedanken darüber zu machen, was ich da eigentlich sagte.

„Wir haben oft kaum etwas zu essen, und Spielzeug habe ich auch keines.“

Mein Vater machte ein grüblerisches Gesicht. Er schwieg eine Weile, bevor er plötzlich die Frage aller Fragen stellte:

„Willst du mit mir kommen?“

Im ersten Moment glaubte ich, er würde scherzen. Aber am Gesichtsausdruck meines Vaters sah ich, dass er keine Scherze machte.

„Du wirst noch einen Bruder haben.“

„Und was ist mit meiner Mutter?“, fragte ich erschrocken.

„Du wirst eine andere Mutter haben. Meine Ehefrau. Sie ist Lehrerin, sie wird dir viele tolle Sachen beibringen. Du wirst es gut bei mir haben. Vor allem wirst du immer etwas zu essen bekommen. Und, willst du?“

Seine Worte klangen sehr verlockend. „Ich möchte“, antwortete ich leise. Ich wollte es vom ganzen Herzen. Ich wollte nichts mehr, als das.

Mein Vater lächelte zufrieden. „Na dann, lauf nach Hause und bring all das, was ich dir gegeben habe, deiner Mutter. Sag ihr aber bloß nichts. Wenn du das tust, wird sie dich nicht mit mir fortgehen lassen. Verstehst du?“

Ich nickte.

„Na schön, und jetzt ab mit dir. Ich fahre in einer Stunde ab. Komm nur nicht zu spät.“

Mit dem Brotlaib in den Händen und dreißig Rubel in der Hosentasche kam ich in die Küche, um von dort aus nach draußen zu meiner Mutter zu laufen. Tante Mila, die Ehefrau meines Onkels, kochte Nockerln mit Sauerkraut. Der Duft, der sich in der Küche ausbreitete war unbeschreiblich köstlich.

Tante Mila packte mir einen Nocken mit etwas Kraut in Papier ein. Es war ein riesiger Nocken, fast so groß, wie der Brotlaib, den ich in meinen Händen hielt.

„Nimm es, Wanja“, sagte sie. „Ich habe es auch aus dem letzten Mehl gemacht.“

Ich rechnete nie im Leben mit so vielen Geschenken auf einmal. Glückliche und dankbar lief ich nach Hause, wo meine Mutter auf meine Rückkehr wartete. Ihre Beine waren so stark angeschwollen, dass sie kaum noch laufen konnte.

Ich kam in die Stube, legte das Mitgebrachte auf den Tisch und sagte:

„Hier, Mutter, iss davon, ich muss dringend weg.“

„Wo musst du denn so eilig hin?“, fragte sie mich und war sichtlich verwundert.

„Die Jungs wollen nach Salowka, um den Leuten dort zum Fest zu gratulieren. Vielleicht geben sie uns Geschenke mit“, log ich.

Salowka war eine Kolchose, unweit von unserem Dorf entfernt, in der nur russischsprachige Siedler lebten. Die Kolchose war recht vermögend. Beide Dörfer trieben Geschäfte miteinander und tauschten diverse Sachen. Schade war nur, dass die Siedler beider Dörfer einander überhaupt nicht verstehen konnten.

Weil ich mit meiner Mutter eine Zeit lang in Taschkent gelebt hatte, beherrschte ich als einziger im ganzen Dorf die russische Sprache und wurde deshalb des Öfteren gebeten, als Dolmetscher mitzufahren.

Meine Mutter wusste das. Sie ließ mich oft nach Salowka fahren, doch heute, aus welchem Grund auch immer, verbot sie es mir.

„Du gehst nirgendwohin. Zieh dich aus. Du bleibst zu Hause.“ Mutter ahnte bereits, was ich vorhatte. Sie hatte sicher schon die Nachricht von Tante Anna gehört, dass mein Vater im Dorf sei. Sie hielt mich an meinem Wintermantel fest.

„Nicht“, wehrte ich ab. „Ich muss gehen. Die Jungs warten draußen auf mich.“

Ich riss mich aus den Armen meiner Mutter los und rannte hinaus. Sie folgte mir, versuchte mich aufzuhalten. Ich achtete nicht auf sie, ich lief die weite Strecke bis zum Haus meines Onkels, wo mein Vater auf mich wartete. Ich kam gerade noch rechtzeitig an. Onkel Karl sperrte bereits die Tore auf. Die Pferdetroika war schon gespannt. Mein Vater, in einen Pelz gewickelt, thronte im Schlitten.

Ich lief in den Hof hinein. Mutter, die aufgrund ihrer Beine kaum vorwärts kam, holte mich nicht ein.

„Du bist doch gekommen!“, freute sich mein Vater und bot mir einen Platz neben ihm im Schlitten an.

„Komm, steige schon ein.“

Ich stieg rasch in den Schlitten und bekam sogleich ein Stückchen Pelz um die Schulter gelegt. Es war unbeschreiblich weich und warm.

„Lass uns raus, Karluschka“, rief mein Vater und trieb die Pferde an. In diesem Moment war ich das glücklichste Kind auf der ganzen Welt. Ich lernte endlich meinen Vater kennen

und ich fuhr sogar mit ihm fort. Weit weg vom Hunger und Elend dieses Dorfes. Mein größter Traum ging in Erfüllung. Ich würde bei meinem Vater bleiben und an seinem Leben teilhaben.

Doch als wir die Tore erreichten, kam uns meine Mutter entgegen. Sie war außer Atem, als sie sich an meinen Vater wandte:

„Wie kannst du das nur tun?“, schnaubte sie. „Schämst du dich überhaupt nicht? Mit so vielen Mühen ziehe ich dieses Kind groß und du kommst einfach her und willst ihn mir wegnehmen. Er ist alles, was ich habe und du bist bereit, mir meine letzte Freude in diesem Leben zu nehmen.“

„Er wird sterben bei dir“, sagte mein Vater.

„Gib ihn mir, gib mir meinen Sohn wieder“, flehte ihn Mutter an. „Solange ich am Leben bin, wird er nicht sterben. Dafür werde ich sorgen. Wenn ich sterbe, dann nimmst du ihn mit.“

Mein Vater wehrte sich nicht, als Mutter mich aus dem Schlitten zerrte. Ich zappelte und wollte mich von ihr losreißen, doch sie hielt mich fest im Griff. Ich sah den Schmerz in den Augen meines Vaters und begriff, dass es ihm mindestens genauso schwer fiel, mich loszulassen, wie mir.

„Auf Wiedersehen“, sagte er zu mir. „Auf Wiedersehen, mein Sohn“, und winkte leicht mit der rechten Hand zu mir herüber. Diese Geste von ihm ergreift mich immer noch, wenn ich mich an die Situation erinnere. Die Art, wie er sich verflüchtigte, irgendwo im Schnee, als ich mich umdrehte. Und wenn ich wieder hinschaute, war er für immer fort.

Mutter nahm mich an die Hand und führte mich nach Hause. Ich war sehr unglücklich, dass er nichts unternahm, sondern mich einfach so aufgab.

Das war das erste und gleichzeitig das letzte Mal, dass ich meinen Vater sah. Er arbeitete innerhalb des NKWD² als Füh-

² NKWD - Narodnyi Kommissariat Wnutrennich Djel [russ. НКВД - Народный комиссариат внутренних дел] Volkskommissariat für innere Angelegenheiten

rer der GPU in der politischen Hauptverwaltung. Es war eine hochangesehene Stelle, die ihm ein wohlhabendes Leben ermöglichte.

Viele Jahre später erfuhr ich, dass er die Armee verlassen hatte. Er lebte eine Zeit lang in der Karl-Marx-Stadt, der zweitwichtigsten, neben der Stadt Engels, Zentrum der Wolgadeutschen. Er hatte eine Familie, eine Ehefrau und einen weiteren Sohn, Jurij.

Nie erhielt ich von ihm auch nur eine winzige Nachricht, nicht einmal einen Brief. Ich wusste weiter nichts über ihn. Er ging und mir blieb lediglich eine Erinnerung an unsere einzige Begegnung. Als kleiner Junge fühlte ich mich oft für sein Verhalten schuldig, suchte zumindest so nach einer möglichen Erklärung. Aber was kann schon ein Kind dazu, wenn es vom eigenen Vater verlassen wurde?

Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn mein Vater ein längeres Leben gehabt hätte. Er war der Säuberung zum Opfer gefallen und starb sehr früh. 1937 wurde er aus Gründen, die mir bis heute unbekannt geblieben sind, verhaftet, verurteilt und erschossen.

4



Unweit von Mannheim entfernt wurde durch die sowjetische Wirtschaftsmacht eine Getreidesowchose Namens *Spartak* organisiert. Großvater Andrej arbeitete in der Sowchose als Wächter. Er bemühte sich dort um eine Arbeit für Onkel Fjodor.

Onkel war der einzige *Intellektuelle* in unserer Familie. Er hatte vier Lernjahre Schule nachzuweisen, konnte einigermaßen lesen, schreiben und rechnen, was ihm eine Anstellung im Dorfladen ermöglichte. Er arbeitete dort als Verkäufer und versorgte uns hin und wieder mit wenigen Lebensmitteln.

Nach dem Neujahrsfest holte Onkel mich und meine Mutter aus Mannheim ab und brachte uns nach Spartak.

Meine Großmutter habe ich nicht mehr in Erinnerung. Sie starb, als ich noch sehr klein war. Mein Großvater, Andrej, lebte schon länger alleine.

In Spartak angekommen, schüttelte der Direktor der Sowchose den Kopf.

„Ich habe keine freien Zimmer zur Verfügung. Und eine freie Arbeitsstelle habe ich im Moment auch nicht. Tut mir leid.“

Eine erfreuliche Nachricht war es nicht. „Ich könnte nur

eine Arbeit auf der Plantage anbieten, fünfundzwanzig Kilometer von hier entfernt.“

Mutter hatte keine andere Wahl. Sie nahm sein Angebot an. Onkel Fjodor lieferte uns auf der Plantage ab. Hier verlebten wir eine schlimme Zeit, doch wenigstens waren wir sicher, dass wir jeden Abend einige Krümel Brot zu essen bekommen würden. Mutter verdiente auf der Plantage für uns beide vierhundert Gramm Brot täglich. Unsere tägliche Ration belief sich also auf zweihundert Gramm Brot für jeden. Satt werden konnte man davon wahrlich nicht. Unser Hunger blieb ständig ungestillt.

Wir hausten auf der Plantage in einer unterirdischen Baracke. Es war ein Keller, in dem es entsetzlich stank. Keine Fenster, keine getrennten Zimmer, ganz wie in einem Lager. In der Baracke waren ungefähr zwanzig Frauen mit ihren Kindern untergebracht. Alle waren alleinstehend, ohne Ehemänner, die Meisten - Witwen. Sie kamen aus den gleichen Gründen hierher wie meine Mutter. Jeder wollte sich irgendwie vor dem Hungertod retten.

Am Abend, wenn Mutter von der Arbeit nach Hause kam und vierhundert Gramm Brot mitbrachte, zerschnitt sie das kleine Stückchen in zwei Hälften und bot mir den Vorrang. Ich schaute mir die Stücke genau an und nahm stets das Größere aus ihrer Hand.

Einmal verstarb ein Kamel. Es war das Eigentum der Sowchose und wurde für Schlepp- und Aufpflügarbeiten als Ersatz für Technik, die es zum damaligen Zeitpunkt kaum gab, auf der Plantage eingesetzt. Es war ein Fest für alle Arbeiterinnen. Jede schnitt sich vom Kamel ein Stück Fleisch, kochte es und legte es im kalten Wasser ein, um es haltbar zu machen. Köstlich schmeckte es.

Die Kinder der Baracke klauten einander dieses Fleisch. Ich bildete absolut keine Ausnahme und stand immer an erster Stelle, wenn es ums Randalemachen ging. Die Frauen in der Baracke stritten sich deswegen oft untereinander. Auch Mutter blieb davon nicht verschont. Daher wollte sie mich fort-schaffen. Uns beiden ging es auf der Plantage nicht gut. Sie

übergab eine Mitteilung an Onkel Fjodor, dass ich hier nicht überleben würde, und er kam, um mich abzuholen.

Im Frühling 1933 verließ ich Mutter und fuhr mit Onkel Fjodor, um unter seiner Obhut zu leben. Er kam mit einem Wagen auf die Plantage, den er vom Direktor der Sowchase bekommen hatte. Er platzierte mich auf der Rückbank, selbst nahm er auf dem Vordersitz neben dem Fahrer Platz.

Er schaute mich streng an, dann sagte er:

„Hör genau zu, Wanja, ich nehme dich bei mir auf. Du wirst bei mir schlafen und essen. Tagsüber wirst du in den Kindergarten gehen. Wenn man dich dort fragt, in welchem Jahr du geboren wurdest, sagst du 1926. Wenn man dich fragt, wie alt du bist, sagst du sieben. Hast du alles verstanden?“

Ich nickte und antwortete. „Ja.“

Wir waren gezwungen zu lügen, nur damit ich einen Platz in der Krippe bekam. Ich war nicht dumm, ich verstand alles.

Ich ging fort und für Mutter wurde alles etwas einfacher. Jetzt ernährte sie sich von der Tagesration alleine. Sie vermisste mich und ich vermisste sie auch. In unserem Fall war das aber die bessere Lösung. Denn nur so blieben wir beide am Leben.

Der langersehnte Frühling brach langsam ein. Der Schnee taute auf und enthüllte den Schmutz und den Ruß, den er den ganzen Winter über verdeckt hielt. Mit jedem Tag fiel der Schmutz aufdringlicher ins Auge und man hatte das Gefühl, dass die gesamte Sowchase im Dreck ersticken würde. Von den schäbigen Dächern tropfte tagsüber der Tauschnee, anstrengend und müde rauchten die grauen Schornsteine der Hütten, und in der Nacht erglühten die weißen Schatten starrer Eiszapfen. Die Sonne zeigte sich öfter am Himmel und alles Lebendige erwachte vom tiefen Winterschlaf.

Bei Onkel Fjodor lebte ich einige Monate. Tagsüber ging ich in den Kindergarten. Es gab kaum noch einen Abend, an dem ich sterbenshungrig ins Bett ging. Das Leben stabilisierte sich etwas. In der Familie meines Onkels dachte man wieder daran, ein weiteres Familienmitglied in die Welt zu setzen.

Und so geschah es. Nur wenige Zeit später erblickte ein kleiner Junge, mein Cousin Ernst, das Licht der Welt. Das Glück schien auf der Seite meines Onkels zu sein, denn kurz nach der Geburt seines jüngsten Sohnes bekam er von der Sowchose eine größere Wohnung in einer Baracke angeboten.

Eines Abends kam er heim und sagte zu uns: „Packt alles ein, wir ziehen um!“. Wir strahlten, als wir die freudige Nachricht hörten.

Noch am selben Abend waren wir für den Umzug bereit. Viele Nachbarn halfen meinem Onkel, die Sachen in die neue Wohnung zu tragen.

Die Ehefrau meines Onkels konnte kaum mithelfen. Sie beschäftigte sich die meiste Zeit mit dem Säugling, der an diesem Abend fürchterlich schrie und trotz der Bemühungen seiner Mutter nicht aufhören wollte zu weinen. Als der kleine Ernst endlich schlief, legte ihn meine Tante auf das Bett, das bereits von der alten in die neue Wohnung gebracht und aufgestellt worden war.

Es herrschte eine absolute Hektik. Die Männer wirbelten im Raum umher und riefen schmutzige Worte, wenn etwas nicht so lief, wie sie es wollten. Sie brachten die Sachen und stellten sie irgendwohin, wo es noch einen freien Platz gab. Niemand achtete auf Ordnung.

Dann geschah alles so schnell. In der Hastigkeit des Umzuges vergaß man den Säugling, der still und leise geworden war. Als wir uns an den Kleinen erinnerten und zum Bett stürzten, entdeckten wir riesige Haufen Kleidung, Möbelstücke und viel von anderem Zeug auf dem Bett. In Panik warf meine Tante alle Sachen herunter, und als sie das ganze Zeug weg-schleuderte, blieb sie plötzlich regungslos stehen. Sie starrte das schlafende Baby einige Sekunden lang an.

Ihre Hände zitterten, als sie den Säugling in die Arme nahm und kräftig schüttelte. Das Baby reagierte nicht, es schlief fest. Sie schüttelte es noch einmal, dieses Mal etwas kräftiger. Und wieder passierte nichts.

„Er wacht nicht auf“, flüsterte sie mit einer bebenden Stimme.

Onkel Fjodor nahm fürsorglich das Baby aus ihren Händen, horchte auf den Pulsschlag und sagte: „Er ist tot.“

Eine bedrückende Stille hing auf einmal im Raum. Ich schaute mir den leblosen kleinen Körper an, der friedlich in den Händen meines Onkels ruhte. Die Augen waren geschlossen, der Mund leicht offen, an den Wangen waren noch die Spuren seiner Tränen sichtbar.

Meine Tante ging einen Schritt zurück, dann sackte sie auf den Boden und schrie laut. Die ganze Situation jagte mir wahn-sinnige Angst ein. Eine Gänsehaut lief mir den Rücken hinunter. Es war furchtbar, durch welche Fahrlässigkeit der Kleine seinen Tod finden musste. Man warf ihn zu und er war erstickt.

Ich schlich mich leise aus dem Zimmer, um mir das Ganze nicht länger ansehen zu müssen. Draußen war es schon milder geworden und der Schnee taute langsam. Ich atmete die frische Luft tief ein und aus. Gut, dass ich noch am Leben war, überlegte ich.

Herbst 1933

Wenige Monate nach dem Unglück kehrte Mutter zu mir zurück in die Sowchose. Wir bekamen ein Zimmer in einer Baracke unweit von meinem Onkel Fjodor und meiner Tante Anna. Es war ein kleines Zimmer mit nur einem Fenster. Doch es war allemal besser als der stickige Kellerraum auf der Plantage. Hier lebten wir uns schnell ein und hier blieben wir lange Zeit.

Ich hörte nie auf meine Mutter zu bewundern. Sie war eine wunderbare Frau. Die Frau, der es trotz endloser Schwierigkeiten gelungen war, mich großzuziehen und trotz Hungersnöten am Leben zu erhalten. Tag ein, Tag aus arbeitete sie hart, um uns beide durchzubringen. Trotzige schaute sie dem rauen Alltag ins Gesicht. Sie war mutig. Sie war einfach alles für mich.

Abends, wenn es draußen dunkel wurde, saßen wir oft zusammen im Zimmer und widmeten uns schweigend unseren

Beschäftigungen. Auch an diesem Abend war es nicht anders. Ich bastelte eifrig an einem Papierflugzeug und Mutter wusch sich die Haare. Dafür stellte sie das Wasser in einer Kasserolle auf dem Primus, einem nicht allzu großen Gasbrenner, zum Warmmachen auf. Der Primus mit Wasser stand auf dem Tisch, an dem ich mit dem Flugzeug spielte.

Leise sang ich vor mich hin, während ich das Papier sorgfältig faltete. Ich besaß nicht viel Spielzeug, das, was ich hatte, war aus billigstem Material selbstgebastelt. Es störte mich nicht sonderlich, weil ich nichts Besseres kannte. Und so amüsierte ich mich schon mit einfachsten Dingen, die mir großen Spaß bereiteten.

Während das Wasser warm wurde, fegte Mutter den Boden im Zimmer. Sie ging zur Tür, um den Dreck hinauszubringen. Beim Öffnen der Tür entstand ein leichter Windstoß, der ausreichte, um die Wanne mit heißem Wasser kippen zu lassen.

Noch im selben Augenblick schrie ich laut auf. Mein Geschrei gellte durch die Nachbarschaft. Das gesamte glühend heiße Wasser ergoss sich über mich. Ich konnte kaum vor Schmerz atmen. Mutter ließ die Handschaufel aus der Hand fallen und rannte augenblicklich zu mir. Sie war hilflos.

„Wanja, mein Schatz... Oh Gott, hilft uns jemand!“

Auf das Geschrei sammelten sich Nachbarn ein.

„Was ist passiert?“, wollte jemand wissen.

„Rufen Sie den Arzt!“, schrie Mutter. „Bringen Sie den Doktor her.“

Mein ganzer Körper war verbrüht. Ich konnte kaum noch die Stimmen und die Menschen, die um mich herum kreisten, wahrnehmen. Mein Blick senkte sich und ich blickte auf die blutigen Knie. Im ersten Moment ergriff mich Panik. Doch dann verschwamm alles, wie in einem Traum und ich verlor das Bewusstsein.

Ich kam zu mir in einer Klinik. Langsam öffnete ich die Augen. Das Erste, was ich sah, war meine Mutter. Sie saß krei-
debleich neben meinem Bett. Die tiefen schwarzen Augenringe verunstalteten ihr Gesicht. Ihre Augen waren rot. Wahrscheinlich vom vielen Weinen und fehlendem Schlaf. Mich berührte

die tiefe Traurigkeit in ihren Augen, und so wie sie mich ansah, wollte ich auch weinen.

„Wanjetschka, mein Kleiner“, richtete sie sich an mich.
„Wie fühlst du dich?“

Ich fühlte höllische Schmerzen. „Werde ich sterben?“, fragte ich und bewegte kaum meine Lippen dabei.

Sie streichelte mich an den schweißgebadeten, zerzausten Haaren und sagte leise:

„Denke nicht daran. Du wirst lange leben, du hast noch dein ganzes Leben vor dir...“

Ich wollte heulen, und um diesen Wunsch in mir zu unterdrücken, schloss ich die Augen. Ich dachte, wenn ich sie nicht mehr sah, würde ich nicht mehr weinen wollen.

Nur wenige Sekunden vergingen, bevor sie mich ansprach.

„Schau mal, Wanja, was ich dir mitgebracht habe.“

Langsam hoben sich meine Lider. Ich sah die ausgestreckte Hand meiner Mutter vor mir und in ihr ein kleines Bonbon.

Ich lächelte leicht.

„Das ist für dich.“

Es war mir ein Rätsel, woher sie es hatte, aber die Aussicht auf eine leckere Süßigkeit ließ mich für einen Moment die heftigen Schmerzen vergessen. Ich versuchte langsam meine Hand zu heben, um das Bonbon aus ihren Händen zu greifen. Plötzlich wurde mir schlecht und ich verspürte einen Brechreiz.

Nach dem unbeherrschten Brechanfall legte mich Mutter im Bett zurecht und bedeckte meine Stirn mit einem feuchten Tuch. Alles um mich herum schwankte wellenartig. Im Mund spürte ich einen abscheulichen, bitteren Geschmack. Durch die dichten Wimpern schaute ich auf das besorgte Gesicht meiner Mutter. Ich sah die Angst in ihren Augen, die Angst um mein Leben.

Mutter war nicht groß, ein wenig gekrümmt, ihr Körper von der harten Arbeit und ewigem Hunger gezeichnet. Sie bewegte sich langsam und leise, so als ob sie immer unbemerkt bleiben wollte. Ihr breites, ovales Gesicht erleuchteten dunkle Augen, immer besorgt-traurig, wie bei den meisten Frauen in der Sowchose. Ihr dichtes, dunkles Haar, zu einem Zopf ge-

bunden, schimmerte im Sonnenlicht. Sie war noch jung, weich, traurig, vom Leben schwer angeschlagen.

Tränen liefen ihr langsam die Wangen herunter.

„Weine nicht“, bat ich sie leise. „Ich habe Durst, bringe mir lieber etwas zu trinken.“

„Ich bringe dir Wasser, sofort, Wanjetschka.“

Als sie mit der Schöpfkelle zurückkehrte, tat ich so, als würde ich schon schlafen. Ich hatte keinen Durst, ich wollte nur etwas Ruhe. In Wahrheit beobachtete ich sie unmerklich aus halbgeöffneten Lidern. Sie stand noch einige Minuten, über mein Bett geneigt, die Kelle zitterte in ihren Händen und das Wasser plätscherte über den Rand hinaus. Sie stellte den Schöpfer auf dem Stuhl ab und sackte schweigend vor meinem Bett auf die Knie nieder. Ich hörte sie ein leises Gebet aufsagen, in dem sie Gott um Genesung für mich bat.

Mein Zustand war mehr als kritisch. Niemand glaubte daran, dass ich überleben würde. Mein Körper war schwer verunstaltet, die Haut auf den Knien bis auf die Knochen abgebrüht.

Ich brauchte viel Zeit, um wieder auf die Beine zu kommen. Ich kämpfte ums Überleben und es war mir gelungen. Durch die schlimme Zeit der Genesung half mir meine Mutter.

Ich sah wieder die Freude in ihren Augen als ich heimkehrte. Mein Gesundheitszustand besserte sich von Tag zu Tag. Ich war noch lange Zeit gezwungen, Strümpfe zu tragen, doch zu Beginn des neuen Schuljahres war ich gesundheitlich so fit, dass ich in die erste Klasse kam. Für mich begann ein neuer Lebensabschnitt.

5



Winter 1938

Als vaterloser Junge wuchs ich praktisch unbeaufsichtigt auf. Tagsüber arbeitete Mutter, während ich mir alleine überlassen blieb. Ich trieb viel Unfug und verärgerte damit meine Mutter sehr. Ich war ein Raufbold, genauso wie meine Freunde. Nach der Schule zogen wir durch die Straßen und suchten nach einer nächsten Gelegenheit Mist, anzustellen.

Sobald ich in die Schule ging, stellte ich schnell fest, dass das Lernen und Einpauken überhaupt nicht mein Fall waren. Ich war gut in der Schule, aber nur in den Fächern, die mir Spaß machten. Ich liebte Geschichte, Erdkunde und Literatur. Hier brauchte ich lediglich dem Lehrer zuzuhören, am nächsten Tag konnte ich aus dem Stegreif heraus alles in ähnlicher Form wiedergeben, und dafür musste ich niemals Zuhause extra lernen.

Was mir absolut nicht lag, das war Mathematik. Ein Fach, das mir stetigen Kummer bereitete. Das Rechnen wollte nicht von mir verstanden werden, und noch weniger die Textaufgaben. Wegen einer schlechten Note in Mathe war meine Versetzung in die fünfte Klasse gefährdet.

Doch anstatt mir die Grundlagen der Mathematik einzu-

prägen, um mich in der Schule zu verbessern, spielte ich lieber Schach. Richtiger wäre wohl zu sagen, ich wollte Schach spielen lernen. Und es bot sich mir eine Gelegenheit an.

Johannes Ganze war ein Junge aus meiner Schule. Er war zwei Klassen über mir. Oft spielte er mit Erwachsenen im Club der Sowchose. Auch ich war häufig im Club und sah mir die Schachmatches an. Eines Tages bot mein Namensvetter an, mir das Spiel beizubringen.

„Ich lehre dich Schachspielen“, sagte er. „Doch umsonst tue ich das nicht. Es wird dich dreißig Kopeken kosten.“

Das Geld trieb ich auf. Soviel kostete gerade mal eine Zigaretenschachtel *Bravo*. Nach nur wenigen Unterrichtsstunden beherrschte ich das Schach-Matt, als hätte ich mein Leben lang nichts anderes gespielt. Ich war richtig gut darin geworden und besiegte jeden, der gegen mich antrat.

Es war ein ganz gewöhnlicher Herbstabend, an dem ich und meine Freunde die Zeit im Club vertrieben, als Herr Kobr plötzlich dort auftauchte. Herr Kobr war der stellvertretende Direktor unserer Schule. Ein großer Mann mit einem stets grimmigen Gesichtsausdruck, der immer auf der Hut war. Seine kleinen stechenden Augen blickten böse von oben herab, so dass man das Gefühl hatte, sie würden einen von innen auflösen. Wir verpassten ihm einen Spitznamen – Kobra, und er hatte für mich auch einen. Er nannte mich oft einen Schweineigel.

Wir standen in einer besonderen Beziehung zueinander. Wir mochten uns beide nicht. Herr Kobr machte mir das Leben schwer, und ich machte im Gegenzug ihm das Leben auch nicht einfach. Ich schwänzte oft den Unterricht, meine schulischen Leistungen in manchen Fächern waren miserabel, und ich hatte auch nicht vor, irgendetwas daran zu ändern. Herr Kobr war mir auf den Fersen. Er beobachtete mich scharfsinnig, wie ein Gendarm, und war immer zur Stelle, um mich zu bestrafen.

„Und, ihr Nichtsnutze“, sprach er in einem aufsässigen Ton, „treibt wieder Unfug, anstatt für die Schule zu lernen!“

„Nicht doch“, antwortete ich nachgiebig. „Wir spielen bloß

Schach. Übrigens, ein sehr nützliches Spiel, strengt den Grips an und fördert das logisch-strategische Denken.“

Herr Kobr grinste und entblöbte dabei seine Zähne. „Ich sehe, du bist sehr scharfzünftig.“

„Ich bin außerdem talentiert. Kommen Sie, spielen Sie eine Runde mit mir.“

Meine Aufforderung kam überraschend, nicht nur für Herrn Kobr, sondern auch für mich selbst.

„Du bist kein Gegner für mich“, wehrte er ab.

„Das werden wir sehen.“

Herr Kobr war noch wenige Sekunden unentschlossen. Aber dann setzte er sich zu mir an den Tisch.

„Hüte dich“, sagte er. „Ich bin ziemlich gut im Schach. Du wirst gegen mich verlieren.“

Dieses Mal war ich derjenige, der grinste.

„Sie fangen an“, gab ich ihm den Vortritt und schob das Schachbrett mit weißen Figuren vor.

Nach nur wenigen Zügen begriff ich, dass Herr Kobr keine Chance hatte, gegen mich zu gewinnen. Es machte mir wahn-sinnigen Spaß zu sehen, dass ein gestandener Mann, wie Herr Kobr, gegen einen Bengel verlor. Und ich setzte alles daran, um bei diesem Spiel als Sieger hervorzutreten.

„Schach-Matt“, sagte ich mit einem stolzen Lächeln auf den Lippen und sah, wie seine rechte Augenbraue nach oben kroch.

Er legte die Stirn in Falten und sprang wütend vom Stuhl. Es machte ihm keine Ehre gegen mich zu verlieren, das wusste er. Doch die Jungs aus meiner Schule sahen mich nun als ihren Helden an, der den Mut fand, den bösesten und unheimlichsten Mann der Sowchose herauszufordern, um anschließend gegen ihn zu gewinnen.

„Verschwindet“, tobte Kobra. „Geht alle. Um diese Zeit haben die Kinder nichts im Club verloren. Seht zu, dass ihr nach Hause kommt.“

Ehrlich gesagt, erwartete ich keine andere Reaktion von ihm. Es war offensichtlich, dass Kobra ausrasten würde. Auch ich rechnete niemals damit, dass ich gegen ihn gewinnen

könnte. Sein Ruf eines unschlagbaren Mannes war nun angeschlagen.

„Habt ihr mich gehört!“, spuckte er. Ich konnte mich kaum noch beherrschen. Er sah einfach lächerlich aus. Ich lachte unwillkürlich auf, was ihn in einen rasenden Wutzustand versetzte.

„Ach, du findest es komisch. Mal sehen, ob deine Mutter es auch so lustig findet, wenn ich ihr einen Besuch abstatte.“

Ich wurde still und begriff, dass ich der wahre Verlierer von uns beiden war. Ein unfairer Schachzug Mutter heranzuziehen, dachte ich und sah, wie Kobra den Club verließ.

Am nächsten Abend, wie angedroht, tauchte Kobra bei mir zu Hause auf. Ich ahnte nichts Gutes, als er in die Stube kam. Mutter seufzte, weil sie befürchtete, was gleich kommen würde, und sah mich mit wütend blitzenden Augen an.

„Was hat er schon wieder angestellt?“, stöhnte sie.

„Das Benehmen Ihres Sohnes ist unmöglich, Frau Schwenk!“, brauste Kobra augenblicklich auf.

„Was genau hat er verbochen?“, verdrehte Mutter die Augen.

„Seine Leistungen in der Schule sind miserabel. Er stört immerzu den Unterricht, ist des Öfteren nicht in der Schule. Wissen Sie eigentlich, wo er sich stattdessen herumtreibt?“

„Nein.“

„Habe ich mir doch gedacht! Er spielt mit seinen Freunden, die genauso Nichtsnutze sind wie ihr Sohn, im Club Schach.“

„Ich sehe dabei nichts Abtrünniges“, verteidigte mich Mutter.

„Ja, außer der Tatsache, dass er es in der Zeit tut, in der er entweder in der Schule oder längst zu Hause sein müsste. Ich habe ihn gestern um halb neun am Abend im Club gesehen!“

„Ich habe lediglich Schach gespielt“, rechtfertigte ich mich. „Es ist doch nicht verboten. Und außerdem haben Sie gegen mich gespielt.“

Ich sah, wie sich das Gesicht Kobras rot färbte. Man hatte das Gefühl, dass aus seinen Nasenlöchern der Dampf steigen würde.

„Schämst du dich überhaupt nicht, du Schweineigel“, rief er daraufhin. „Deine Mutter zieht dich aufopfernd groß und du, was machst du? Wegen Mathematik wirst du nicht in die fünfte Klasse versetzt. Willst du es ihr so danken?“

Er durchbohrte mich mit seinem Blick. „Nein, das will ich nicht“, murmelte ich leise.

„Streng dich etwas mehr an, tu irgendetwas, nutze die Zeit, die noch bis zum Jahresende geblieben ist. Es soll nicht an deiner Faulenzerei scheitern. Tu alles dafür, dass du in die fünfte Klasse versetzt wirst. Ansonsten sehe ich schwarz für dich.“

Herr Kobr sprach und ging. Mutter, ganz verzweifelt, sprang plötzlich vom Stuhl. Sie war gänzlich vom Schauer ergriffen, stellte sich aufrecht und wurde zornig. Die Augenbrauen senkte sie tief herab und schaute mich durchdringend an.

„Warum enttäuscht du mich, Wanja?“, sprach sie eisern, und ohne die Antwort von mir zu erwarten, rannte sie aus der Stube mit einem lauten Türknallen.

Ich seufzte. Natürlich war es nicht meine Absicht gewesen, sie vorsätzlich enttäuschen zu wollen. Es war einfach so passiert. Mir machte nun mal Mathematik keinen Spaß.

Doch dieses Gespräch ließ mich nachdenklich werden. Ich sollte wirklich etwas tun, um Mutter wenigstens etwas Freude zu bereiten. In der letzten Zeit ließ ich sie nur verzweifeln. Das verdiente sie nicht.

Ich holte mein Schulheft aus der Schublade heraus. Die Textaufgabe starrte ich mehrere Minuten lang an. Ich probierte verschiedene Möglichkeiten aus, aber ich bekam nie das richtige Endergebnis. Ich begriff einfach nicht, wie die Aufgabe zu lösen war. Irgendwann verstand ich, dass ich die Aufgabe niemals alleine lösen würde.

Ich packte mein Schulheft ein, zog mir den Mantel über und schlich mich aus der Baracke. Es war zwölf Uhr nachts, als ich an der Haustür meines Mathematiklehrers klopfte. Ich wusste, um diese späte Stunde, wenn die gesamte Sowchosa schlief, sollte man keine Besuche abstatten, doch für mich war es eben wichtig, dass ich die Aufgabe heute noch lösen konnte.

Das war mein fester Vorsatz, um meine Mutter zu überraschen.

Der Lehrer öffnete die Tür in Unterhosen.

„Was? Wer ist hier?“, rief er.

„Erschrecken Sie sich nicht“, bat ich ihn. „Ich bin es, Wanja, Ihr Schüler.“

„Ach, Wanja! Was machst du denn noch so spät hier?“

„Ich habe versucht die Matheaufgabe zu lösen, aber ich schaffe es nicht alleine. Ich begreife sie einfach nicht. Ich dachte, Sie könnten mir vielleicht weiterhelfen.“

„Um diese späte Stunde? Die Uhr zeigt Mitternacht“, wunderte sich der Lehrer.

Ich senkte meinen Blick. „Entschuldigen Sie die späte Störung. Ich weiß, dass es schon spät ist, aber ich möchte gern die Aufgabe heute noch zu Ende bringen. Helfen Sie mir dabei?“

Der Lehrer seufzte. „Komm herein“, gab er schließlich nach.

Ich kam in seine Wohnung und setzte mich an den Tisch. Im Schatten einer Kerzenflamme, die neben mir brannte, erklärte mir der Lehrer Schritt für Schritt die Aufgabe:

„Ein Kilogramm Äpfel kostet zwei Rubel. An die Kundin möchtest du fünf Kilogramm verkaufen. Wie viel musst du abrechnen?“, gab er mir die Aufgabe mit eigenen Worten wieder.

An die korrekte Lösung führte er mich langsam, mit Fragen heran. Ich machte mir Notizen, schrieb den Rechenweg auf. Irgendwann verstand ich alles.

„Schreib das Alles nochmals ordentlich ab“, ordnete er mir an.

Ich nickte und stand vom Stuhl auf. „Vielen Dank“, bedankte ich mich, und bevor ich hinausging, sagte der Lehrer zu mir:

„Ich werde deinen Fleiß belohnen, Wanja. Du kriegst eine gute Note von mir. Die Versetzung ist dir damit garantiert.“

Er hielt sein Wort und ich wurde von der vierten in die fünfte Klasse versetzt. Das freute Mutter sehr.

Sie besorgte Schokoladenbonbons, was eine seltene Kost-

barkeit war. Zwei dieser Bonbons gab sie mir als Belohnung und ordnete an, den Rest nicht anzurühren. Die Tüte legte sie oben auf das Regal.

Es kostete mich einer großen Überwindung, die Tüte nicht anzurühren, denn sie lag so verführerisch direkt vor meinen Augen und flehte mich regelrecht an, sie zu nehmen und ihren Inhalt zu vertilgen.

Am Abend entdeckte Mutter, dass die Tüte mit Bonbons verschwunden war. Natürlich stellte sie mich zur Rede.

„Ich habe sie nicht angerührt“, antwortete ich, aber Mutter glaubte mir nicht.

„Lüg mich nicht an“, brüllte sie.

Im selben Moment öffnete sich die Tür und mein Onkel Fjodor kam herein. Er brachte uns Mehl mit. Den schweren Jutesack stellte er auf dem Boden ab.

„Guten Tag, Verwandtschaft“, grüßte er. „Was höre ich für Geschreie im Flur?“

„Ach, Fjodor“, stöhnte Mutter. „Ich bin verzweifelt. Was soll ich bloß tun? Wanja lässt sich überhaupt nichts sagen. Er treibt sämtlichen Unfug, lügt mich ständig an. Dem ist nicht beizukommen. Heute hat er alle Bonbons trotz meines Verbotes gegessen. Rede du doch mal mit ihm.“

Onkel Fjodor zog seine Augenbrauen zusammen.

„Na, komm her“, befahl er mir. „Setz dich.“

Ich kam seiner Aufforderung nach. Onkel setzte sich neben mir.

„Wann hörst du endlich auf deine Mutter zu belügen?“, sprach er laut und gereizt.

„Das tu ich doch gar nicht“, entgegnete ich.

„Hast du die Bonbons ohne die Erlaubnis deiner Mutter gegessen?“

„Nein!“

„Er lügt wie gedruckt“, sprach Mutter aufgeregt.

„Ich lüge nicht! Ich schwöre, dass ich die Bonbons nicht genommen habe!“

Kränkend war nur, dass sie mir nicht glaubten, obwohl ich die Wahrheit sagte. Ich hatte die Bonbons tatsächlich nicht

angerührt!

Onkel Fjodor stand vom Stuhl auf und zog langsam den Gürtel aus seiner Hose.

„Wenn du nicht sofort die Wahrheit sagst, verprügle ich dich!“

Seine Augen funkelten zornig.

„Aber ich sage doch die Wahrheit“, schrie ich. Nur Onkel Fjodor glaubte mir nicht.

„Du hast es so gewollt“, zischte er, dann schlug er auf mich ein. Die Schläge des Gürtels auf meinem Rücken waren schlimm. Ich schloss fest die Augen, um nicht in Tränen auszubrechen.

„Hast du die Bonbons gegessen?“, fragte er mich erneut.

„Nein!“ Ich blieb meinen Worten treu. Ich tat nichts Unrechtes. Die Vorwürfe meiner Mutter waren unbegründet und die Prügelstrafe meines Onkels ungerecht. Alleine deswegen wollte ich heulen.

„Lüg uns nicht an!“, brüllte er und schlug mich mit dem Gürtel weiter. Er prügelte solange auf mich ein, bis ich glaubte vor Schmerz das Bewusstsein zu verlieren. Ich weinte und schrie furchterregend.

„Ich lehre dich schon die Wahrheit! Alle deine Lügen werde ich aus dir herausprügeln!“, grölte Onkel, während er den Gürtel schwank. Die Schläge prallten mit saftigen Klatschen auf meinem Körper ab. Ich fühlte, wie alles an mir langsam taub wurde. Ich konnte nicht mehr, und ich gab alles unter Prügel zu, nur damit mein Onkel endlich aufhörte.

„Gut... gut... ich habe sie genommen...“, rief ich durch den Tränenschleier. „Hört auf! Ich habe die Bonbons gegessen.“

Onkel Fjodor senkte seine Hand ab und lächelte zynisch. Er war sichtlich stolz darauf, dass er den *Verbrecher*, wenn auch mit fraglichen Methoden, entlarvt hatte. Ich dagegen fühlte mich schrecklich und ungerecht behandelt.

Onkel Fjodor spannte seinen Gürtel wieder in die Hose, dann setzte er sich hin. Mürrisch schaute er mich an.

„Warum hast du denn nicht gleich alles zugegeben?“

„Weil ich die Bonbons nicht genommen habe“, sagte ich mit gesunkener Stimme.

In diesem Moment stürmte die Nachbarin in unser Zimmer.

„Was macht ihr mit dem Kind?“, brüllte sie. „Man hört kilometerweit sein Geschrei.“

„Misch dich nicht ein“, entgegnete Onkel Fjodor scharf. „Es dient alles der Erziehung. Er hat die Bonbons trotz des Verbotes genommen, sie heimlich gegessen und will es nicht zugeben.“

Auf dem Gesicht meiner Nachbarin zeichnete sich noch im selben Augenblick ein Schrecken ab.

„Bonbons! Etwa die, die hier auf dem Regal lagen?“, fragte sie leise.

„Ja“, antwortete Mutter. „Genau um die geht es.“

„Ach, Margaritha, das Kind kann doch nichts dafür! Du warst nicht daheim und ich konnte dich nicht fragen. Besuch kam zu mir, ich habe bei dir Zucker ausleihen wollen. Kam in das Zimmer, siehe da, auf dem Regal ganze Tüte Bonbons. Ich habe sie genommen, war keine Zeit mehr, um in den Laden zu rennen. Ich hätte sie später gekauft und dir zurückgebracht.“

„Du hast die Bonbons genommen?“, fragte Mutter verwirrt.

„Aber natürlich! Es tut mir leid, doch das Kind hat damit nichts zu tun.“

„Seht ihr“, rief ich stolz. „Ich habe die Wahrheit gesagt.“

Mein Onkel senkte den Blick. Ich sah, dass es ihm wehtat, mich zu Unrecht behandelt zu haben.

„Entschuldige mich, Wanja“, bat er mich um Verzeihung. „Entschuldige mich mein Sohn.“

Natürlich habe ich ihm verziehen, obwohl mir der Körper noch Tage danach wehtat. Als unsere Nachbarin die Tüte mit ausgeliehenen Bonbons zurückbrachte, gab meine Mutter sie mir alle. Spätestens danach vergaß ich über die Schmerzen und die Demütigungen, die mir meine Verwandtschaft zugefügt hatte.